

Momentaufnahmen

Autor(en): **Bischoff, Gallus**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **26 (1939)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

II. Jesu Lehre von der Taufe und sein Taufbefehl.

1. Die Lehre von der Taufe wird behandelt anhand der Geschichte des Nikodemus und seines Gespräches mit Jesus (Schulbibel Nr. 18). Da diese Geschichte kaum bis in die Einzelheiten gegenwärtig ist, lasse man die Schüler das Buch aufschlagen und erarbeite mit ihnen die Geschichte. — Die Auswertung erstrebt drei Dinge: a) Was ist Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste? Die Notwendigkeit der Taufe (Basler Katechismus, Frage 257). b) Woher hat das Wasser diese Kraft?

Aus dem Kreuzestode Jesu. c) Um der Gnade aber teilhaftig zu werden, müssen wir glauben und das Licht, die Wahrheit und das Gute lieben.

2. Der Taufbefehl Jesu. Man repetiere die Geschichte der Himmelfahrt Christi (Schulbibel Nr. 95, 1). Die Auswertung zeigt, dass Jesus die Taufe will und als notwendiges Mittel zum Heile ansieht, wie schon oben. Art und Weise der Einsetzung der Taufe (Katechismus der Diözese Basel, Frage 254). F. B.

Schluss folgt.

Volksschule

Momentaufnahmen

I.

Es ist eine halbe Stunde nach Schulschluss. Ich sitze über einem Stoss Hefte meiner Sechstklässler. Wie sie wieder einmal flüchtig gearbeitet haben! Kaum einer hat die Aufgabe fehlerfrei und genau niedergeschrieben. Wo sie nur wieder die Köpfe gehabt haben mögen, meine lieben Schlingel? Sie sind doch so lebhaft; so feurig in ihrem Denken und Handeln. Da klopfen draussen gleich zwei Hände auf einmal an die Türe. Hastig wird diese aufgerissen, bevor ich noch mein „Herein“ gerufen habe. Das können nur von meinen Buben sein, so stürmisch, so eilig haben nur sie es. Richtig, Alexens und Kurts Köpfe tauchen in der Türspalte auf. Ihre Gesichter leuchten, grad wie nach einem Korbballspiel in der Turnstunde. Aber die zwei sind ja gar nicht allein. Hinter ihnen erscheint noch eine hellgekleidete Gestalt, mit Strohhut und Hornbrille. Gewiss ist wieder irgendwo ein arger Streich gefallen, fährt es mir durch den Kopf. Aber die zwei Schlingel lachen ja mit dem ganzen Spitzbubengesicht. Ich winke sie zu mir herein. Der Herr folgt ihnen. Ach so, wir kennen einander, der Herr und ich. Schon einmal stand er als Ankläger in meiner Schulstube. Und nun

schon wieder! Fast möchte ich etwas unwillig werden. Aber der bodenständige Glarnerdialekt versöhnt mich handumkehrt. Schon sprudeln die zwei Buben in atemloser Eile ihr Wissen heraus. Ich lasse sie ausreden. Wie sie reden können, viel besser als im Sprachunterricht!

In meiner Klasse sitzt ein Italiener, in der Schweiz geboren und aufgewachsen. Der Vater ist Maurer. Allen Kindern der Familie sieht man den Südländer an, den braunen Kopf umrahmen schwarze Haare, und dunkle Augen sprühen Feuer. Durch die Adern des lieben Jungen rollt heisses Italienerblut. In den letzten Frühlingsferien durfte er mit seiner Mutter, auch einer gebürtigen Italienerin, in seine südliche Heimat in den Apenninen reisen. Voll von Begeisterung über sein herrliches, stolzes Vaterland kehrte er wieder zurück. Und in den Sommerferien darf er ein zweites Mal gehen; gar bis nach dem ewigen Rom. All seine Erlebnisse und das Geschaute aus dem sonnigen Heimatland fanden ihren Niederschlag in den Sprachstunden und den freien Aufsätzen der sechsten Klasse. Selbstverständlich hörten auch die guten Schweizerbuben seinen Erzählungen zu. Wohl manchmal wird der Austausch von Geschau-

tem drunten auf dem Schulplatz und auf dem Heimweg noch seine Fortsetzung gefunden haben. Wahrscheinlich aber ist der gute Bruno nicht immer bei der Wahrheit geblieben. Er wird, nachdem die erste Flut des Neuen den Reiz verloren hatte, aufgeschnitten oder gar zu offen ausgeplaudert haben. Dadurch aber reisst er die jungen Eidgenossen aus ihrer Lethargie heraus. Sie wehren sich und aus dem anfänglichen, gegenseitigen Austausch von Gedanken wird ein Sichüberbietenwollen, das sich bis zum Kampf steigert. Erst ist es bloss ein Wettstreit in Worten und Bildern, dann ein Raufen und eine Schlägerei. Italiener gegen Schweizer! Und trotz allem wollen die Buben ehrlich sein. Nicht die ganze Schar der sich wehrenden „Schwizerbuebe“ stürzt sich auf den einzelnen „Mussolini“. Sie wählen einen aus ihrer Mitte, der ihr Land vertreten soll. Und sie erküren nicht den Schwächsten; wenigstens an der Kraft der Muskeln gemessen. Erst vor einem Vierteljahr ist er bei uns in die Schule getreten; zweimaliger Repetent, grobknochig, stark gebaut. Ausserhalb der Schule unbändig wild, fast wie ein Tier, während der Arbeit aber äusserst willig, den wählen sie zum Verteidiger. Die andern bilden den Kreis um das kämpfende Paar, zurufend, ermunternd, höhnend und spottend. Kaum wenige Meter vom Schulhausportal entfernt will der Streit beginnen. Aber ein erfahrener Schläger, Gust aus der zwölköpfigen Familie drunten in der Gasse, warnt und weist die vor Leidenschaft zitternde Meute in die Allee hinter dem Schulhaus. Er kennt sich aus. Dort unten ist man sicherer als in der engen Kirchgasse, wo aus jedem Fenster ein Paar ernste Mutteraugen auf die Strasse schauen. Drunten am einsamen Spazierweglein entbrennt der Kampf. Bald ist Walter oben, Bruno unten. Das Knäuel wälzt sich vom Rasen auf den Kiesweg. Fadenscheinige Hemdlein reisen wie Seidenpapier, Hosenknöpfe springen ab. Die Zuschauer hüpfen vor Freude und ihr „Hopp Schwiz“ wird zu einem unverständ-

lichen Gebrüll. Die Atemstösse der Kämpfenden gehen keuchend. Die stieren Augen Walters suchen Halt für den befreienden Griff. Der Italiener Bruno versucht den eisernen Krallen des andern zu entgehen. Er windet und dreht sich. Umsonst! Der Schweizer kniet auf seiner Brust und presst die schaffenden Lungen, während die Finger nach dem Halse greifen und langsam immer stärker zudrücken. Alle halten den Atem an. Einige drücken sich hinter einen Baumstamm und verfolgen nur noch scheu den ausgearteten, wilden Kampf. Haben sich denn die Kerle ganz vergessen! Soll aus dem Streit ein Kampf auf Leben und Tod werden. — Mitten in diese gewitterschwangeren Minuten tritt der biedere Reisende aus dem Glarnerland. Sein Machtwort bringt die Wütenden wieder zur Vernunft. Wenige Augenblicke später sind die meisten verstoben. Nur Kurt und Alex weisen dem bestürzten Manne den Weg in meine Schulstube. Und ungefähr dasselbe, was vorher die Buben, erzählt mir nun auch noch Herr Spälti aus Ennenda.

II.

Am andern Morgen hatten die Mädchen nach zehn Uhr ihre Badestunde. So waren meine Buben und ich eine halbe Stunde allein. Die wollte ich nun gerade dazu benützen, den „Fall“ zu untersuchen und zu behandeln. Als ich so zu ungewohnter Zeit schon aufräumen lief, munkelte und tuschelte es von Bank zu Bank. Die Gesichter meiner Sechstklässler wurden etwas ernster. Einige schauten fragend. Das waren die Unschuldigen, die nicht mit von der Partie gewesen waren. Stille herrschte im Raum. Statt nun mit der üblichen Frage nach den Tätern zu beginnen, zäumte ich das Pferd einmal am Schwanz auf. Wir sprachen von unsern Nachbarländern und ihren Bewohnern. Was trennt sie denn von uns? Flüsse, Seen, hohe Bergzüge bilden meist natürliche Grenzen. Aber noch weit grössere Unterschiede zeigen sich in den verschiedenen Sprachen, Sitten und Gebräuchen. Und nachdem wir ge-

meinsam eine Reihe solcher aufgezählt und mit Beispielen belegt hatten, fand einer der Buben, es gebe auch noch verschiedene Anschauungen. Fragende Blicke. Nach einer Erklärung, wie die Menschen die Welt mit ihrem Drum und Dran recht verschieden anschauen, waren wir natürlich wieder einmal mehr bei Faschismus und Nationalsozialismus gelandet. Die Blicke flogen nach der vordersten Bank. Dort senkte Bruno etwas errötend seinen Italienerkopf. Und noch einer hatte unter den vorwurfsvollen Blicken der „Schwizerbuebe“ zu leiden, obwohl er selber einer der ihren ist. Aber alle Jahre ein bis zweimal reist er nach dem sonnigen Süden in die Ferien und spricht neben unserer Muttersprache die Sprache der Italiener recht gut. Seine Mutter, übrigens eine Schweizerin, ist eben dort aufgewachsen. Vielleicht hatte Erwin irgendwo einmal etwas mit Bruno sympathisiert. Die Kerle spürten das schnell. Darum entlud sich halblaut und gepresst ihr Zorn: „Erwin isch au so en halbe Mussolini!“ Ich fuhr ohne umzusehen in der gesponnenen Gedankenreihe weiter. Bald hatte ich wieder aufmerksame Zuhörer und erklärte nun meinen Schülern, wie man die Anschauungen der Menschen nicht einfach verdammen dürfe. Weiter sagte ich, dass die Schweiz von jeher ein gastfreundliches Land gewesen und als solches in der ganzen Welt bekannt sei. Neben seinen Schönheiten sei die Gastfreundschaft der Bewohner mit ein Grund, dass die kleine Schweiz zum grössten Fremdenland geworden sei. Und die Aufmunterung, nachzudenken, was wir wohl wären ohne unsere Kurorte und ohne die vielen Besucher zur Sommers- oder Winterszeit, gibt ein fröhliches Wechselgespräch über die grosse Bedeutung des Fremdenverkehrs. Und wie gerufen taucht irgendwoher die Meinung auf, aber auch viele Eidgenossen wandern aus. Jawohl, wir beherbergen viele Ausländer jahraus und -ein, geben ihnen Arbeit und Brot, aber sicher ebensoviele Schweizer, gegen 400,000, verdienen ihren täglichen

Lebensunterhalt draussen in den entlegensten Ländern der Welt. Und sind es nicht oft unsere tüchtigen Auslandschweizer, die das Vaterland draussen in der Fremde bekannt machen, ihm Achtung und Ehre einlegen. Aber von jedem Gast verlangt man Anstand, Achtung und Zurückhaltung in weltanschaulichen Fragen gegenüber dem Gastlande. Der Gastgeber aber sollte darnach trachten, des andern Vaterland ebenfalls achten und ehren zu lernen. Ist es nicht etwas Erhabenes, wenn wir einander trotz der grossen Verschiedenheiten, trotz der oft gewaltigen, räumlichen Trennungen verstehen und lieben können. Achte eines andern Vaterland, das deinige aber liebe. — Doch das grösste Entgegenkommen zeigen wir Schweizer dem Fremdling durch die Gewährung des Asylrechtes. So wie der Arme, Alte oder Gebrechliche im Asyl eine letzte Herberge findet, nachdem er vom Leben gehetzt und geplagt worden ist, so bieten wir dem von seinem Vaterland Verstossenen und dem Flüchtling noch einmal eine Heimat. Gemeine Verbrecher finden auch bei uns keine Unterkunft mehr. Asyl- und Gastrecht gebührt aber nur dem, der diese herrliche Freiheit im Anstand geniesst. Wehe dem, der dies Recht mit Undank belohnt. Mit unerbittlicher Strenge ahndet die Eidgenossenschaft die Uebertretung des so grossmütig geschenkten Rechtes. Die Schläge des Gesetzes treffen ebenso sicher und hart wie diejenigen am Morgarten, bei Sempach oder Näfels, die auf die, ins Recht der Eidgenossen eindringenden fremden Ritter herniedersausten. Ja, wer das Recht des Gesetzes nicht achtet, muss mit dem Recht der geballten Faust rechnen.

III.

Die zu Anfang erzählte Begebenheit hat mich zum Nachdenken gezwungen. Die Zeiten, wo Einheimischer und Ausländer jahraus und -ein und in allen Fällen im Frieden zusammenleben konnte, sind tatsächlich vorbei. Der Schweizer ist eben auch erwacht. Sogar die Buben! Und ist es nicht gut so!

Aber dass das Problem der Nationalitäten auch nicht vor der Schulstubentüre der Primarschule halt macht, wo doch sonst so vieles für Stunden einfach mit Gewalt vergraben wird, das stimmt einen etwas ernster. Dass dem wirklich so ist, könnte ich mit noch weiteren Beispielen aus meiner Klasse belegen. Sitzen doch neben währschaften Eidgenossen Italiener, Reichsdeutsche, Altösterreicher und frühzeitig ausgewanderte Deutschjuden. Woher kommt es, dass der Streit der grossen Welt auch Eingang findet in die Stille des kleinen Schulzimmers. Nicht der erwachte Schweizer trägt die Hauptschuld. Wir Eidgenossen haben in solchen Dingen ja eine unglaubliche Geduld, die Grossen wie die Kleinen! Ich glaube, die viel grössere Verantwortung liegt diesmal beim andern Teil. War die Fahrt nach dem sonnigen Italien nicht eine Kraft-durch-Freude-Fahrt nach faschistischem Muster? Nicht das Weisen der Wunder in Wald und Feld scheint Endzweck zu sein, sondern die Einreihung in die Formation der Schwarzhemden. Weshalb denn sonst eine entsprechende Uniformierung der Jungen auf ihrer Reise? Und beweisen die Aussprüche des Knaben, die zum Streit geführt haben, nichts? Schon dem Kind soll die faschistische Lehre eingepfiff werden. Und was sind wohl die Ferien auslanddeutscher Kinder, die man zudem noch acht bis vierzehn Tage vor dem Beginn der ordentlichen Ferien dispensieren muss, in der Heimat anderes als eine Art getarnte nationalsozialisti-

sche Schulungslager? Wenn das an der landeigenen Jugend geschieht, wohlan, aber nicht an den Buben und Mädchen, die nach den Ferien wieder Schweizergeschichte und Schweizerlieder und schweizerisches Denken und Fühlen in sich aufnehmen müssen. Ungeahnte Schwierigkeiten entstehen uns Lehrern heute, den Lehrmeistern morgen und den Behörden übermorgen. Denn nicht alle „kehren heim ins Reich“ oder nach dem Sehnsuchtsland, weil die Eltern schon so akklimatisiert sind, dass sie nicht mehr an eine Rückkehr in die Heimat denken. Und wer ist empfänglicher für derlei Methoden, als die Jugend. Zudem sind es meist nicht Kinder aus wohlhabenden und intellektuellen Kreisen. Aus bescheidenen Verhältnissen stammend, sind sie mit Leichtigkeit mit Aeusserlichkeiten für die eine Idee zu fangen. Solche Vorkommnisse sind Ueber- und Missgriffe in der Erziehung der Jugendlichen. Man leistet ihnen einen wahrhaft schlechten Dienst.

Und wenn wir Schweizer notgedrungen auch unsere Auslandschweizerkinder in die Heimat in die Ferien rufen, dann wollen wir ihnen die Schönheiten ihres Vaterlandes zeigen, dass sie es lieber lernen. Ohne Macht Tendenzen, ohne Selbstüberhebung, erfüllt von neuer Ehrerbietung und Achtung vor dem Gastlande wollen wir die Buben und Mädchen nach den Ferien wieder in die Fremde entlassen, aber mit einem zuversichtlichen: Auf Wiedersehen!

Gallus Bischoff.

Der Jura

Der Jura ist eine Abzweigung der franz. Westalpen. Er besteht aus parallel verlaufenden Kalksteinketten. Sie sind im Südwesten (in der Nähe von Genf), am höchsten, fallen mauerartig steil gegen das Mittelland ab. Nach Nordosten hin werden die Berg Rücken niedriger und verflachen. Die grösste Breite erhält der Gebirgszug in der Gegend des Neuenburger- und Bielersees. Der innere, höhere Teil des Gebirgsbogens gehört zur Schweiz, der äussere, flachere

zu Frankreich. Die Gipfel sind meist nur schwach anschwellende Kuppen. Zwischen den Ketten liegen muldenförmige Längstäler. Wenn die Ketten ausnahmsweise auseinander stehen, liegen dazwischen breite Ebenen (Delsberg). Klusen oder Quertäler durchbrechen als Schluchten die Ketten und stellen die Verbindung mit den Längstälern her. Die verbogenen Felsbänke liegen offen zu Tage und lassen den Aufbau klar erkennen. (Klusen von Court, Mou-